

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Nicolai-George, Maria: Das Spukzimmer. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

und dem sollte sie ihr einziges Kind, ihre Erbtöchter geben?

Aber wie war es denn mit dem Erbe? Die Mühle war gegen Feuersgefahr zwar versichert gewesen, nicht aber gegen die Wasserflut. Die Scheune und die Kadstube mußten neu aufgebaut und aus eigener Tasche bezahlt werden. Ein Teil der Felder war verschlammmt und brauchte viel fleißige Arbeit, um wieder Frucht zu tragen. Gar so leicht war es jetzt auch nicht, Schwiegerjohn in der Mühle zu sein. Zuletzt sprach der Hausherr sein gewichtiges Wort: „Ich habe mir's früher auch anders gedacht, Mutter. Aber ohne den Karl und seine Umsicht lebten wir vielleicht alle nicht mehr. Drum habe ich es zugegeben und dabei bleibt's!“

So wurden Karl und die Rosel ein Paar. Einige Jahre noch blieb der Vater Besitzer. Als aber die kränkliche Mutter starb, setzte auch er sich ins Altenteil und ließ die jungen Leute schaffen.

Ueber Dienstbotennot wird in der Mühle nicht mehr geklagt. Weit und breit ist das Haus als gute Dienststelle bekannt. Karl hat es nicht vergessen, daß auch er einst Knecht gewesen ist und wie einsam er sich oft gefühlt hat. Er behandelt seine Leute gut und denkt fleißig daran, daß er nicht nur den Haus herrn, sondern auch den Haus vater vorstellt. Alle Sonntag essen die Dienstleute, wenn sie sich sauber gewaschen und in das Feiertagsgewand gehüllt haben, mit an seinem Tische. Dann fragt und berät er sie wie ein rechter Freund. Manches gute Wort wird gesprochen und das Band des Vertrauens umschließt die Herrschaft und ihre Leute.

Der Rosel scheint es manchmal ein wenig zu viel der Freundlichkeit — denn anezogene Meinung läßt sich schwer ganz vergessen. Dann klopft ihr Mann sie auf die Schulter und meint: „Besser zu viel als zu wenig! Wie der Herr, so der Knecht. Es ist nun einmal so, wie der Vater Reibold immer sagt: Menschen sind wir alle!“ — — —

Das Spukzimmer.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Maria Nicolai-George.



„Nun — und?“ Erstaunt blickte ich auf meine sonst sehr redselige Babette — „du machst ja ein Gesicht, als sei dir der Weizen vermagelt? Weshalb soll ich gerade dieses Zimmer nicht zum Schlafzimmer einrichten?“

„Weil —“ wieder das verlegene Räuspfern, dann ein gewaltiger Anlauf — „es spukt drinnen, Frau Pastorn!“

Belustigt blickte ich mein altes, treues Faktotum

an, dessen Gespensterfurcht mir bekannt und die schon gar oft eine Quelle der Heiterkeit für uns geworden war. In ihrer Phantasie wimmelte es von schwarzen Ungeheuern, Kobolden und Hexen, und dreimal wehe dem armen Weiblein, welchem Mutter Natur vielleicht hervorragende Zähne und schielende Augen verliehen, es konnte gewiß sein, daß Babette ihm den Eintritt ins Haus durch Davorlegen zweier gekreuzter Besen zu verleißen suchte, nach ihren Ansichten ein probates Mittel gegen Hexen und ihre teuflischen Künste.

„Wer hat dir denn dieses Märchen wieder aufgebunden? Sicher irgend eine liebe alte Frau Base, und du Hasenfuß schämst dich nicht, solchen Unsinn zu glauben. Doch tröste dich nur. Ich selbst will ja mit den Kindern darinnen schlafen, für dich ist also nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß dir von irgend einem heimtückischen Geiste der Hals umgedreht wird!“

Dieser Dialog fand an einem Sommermorgen zwischen mir und meiner alten Magd statt.

Wir waren verjezt worden, und während mein Mann auf den Bergen Tirols herumkletterte, und die Kinder jedenfalls die größelterliche Nachsicht bis aufs Äußerste erschöpften, hatte ich es übernommen, unser neues Heim behaglich einzurichten. Es sollte mir dies nicht schwer fallen, denn das alte Haus lag idyllisch mitten im Garten, und besonders jetzt im hellen Sommersonnenschein sah es äußerst einladend aus. Ich mußte aufs neue lächeln, als ich an Babettes Abmahnungen dachte.

Solch niedlichen kleinen Hausgeist mir als Mitbewohner des neuen Heims zu denken, hatte etwas ungemein Erheiterndes für mich, und ich hätte sehr gern einmal die Bekanntschaft solch zweifelumbrauten Wesens gemacht.

Ein unlängst gewesener Geisterprozeß, der großes Aufsehen machte, hatte auch mich lebhaft interessiert, und mit stillem Staunen sah ich aus dem Gang der Verhandlung, wie selbst sicherlich sehr durchgebildete Leute von der Echtheit der Geistererscheinungen überzeugt waren.

Trotz des Kopfschüttelns meiner getreuen Alten richtete ich das große Eckzimmer im Parterre als Schlafzimmer für mich und die Kinder ein. Es hatte auch gar nichts Unheimliches. Helle Tapeten gaben ihm ein freundliches Aussehen und durch die geöffneten Fenster strömte süßer Duft, — die große Linde dicht vor dem einen Fenster stand in voller Blüte. Daß diese Linde zugleich dicht an der Kirchhofmauer stand, wo, wie Babette mir schauernd erzählte, die Selbstmörder begraben lagen, störte mich nicht.

Von den armen Seelen, die da unten den letzten Schlaf schliefen, spürte wohl keine das Verlangen, wieder zur Erde, die sie einst freiwillig verlassen, zurückzukehren. — — —

Nun wohnten wir bereits einige Monate im Pfarrhaus. Schon begann sich das Laub der Linde gelb zu färben, die Schwalben umkreisten den alten Kirch-

turm, und man sah, daß sie zur Abreise rüsteten, der Herbst schickte seine Boten.

„Der Hausgeist“, wie ich unsern sagenhaften Hausgenossen scherzend nannte, hatte sich noch nicht blicken lassen, auch seine Seufzer und sein Stöhnen, womit er sonst der Sage nach sein Dasein verkündete, hatten wir noch nie vernommen, so daß selbst Babette, die das Spukzimmer immer mit großem Mißtrauen ansah, sich endlich etwas beruhigte.

Da eines Abends — wir kehrten von einem Besuch in der Nachbarschaft zurück — stürzte sie uns aufgeregt entgegen, um uns voller Entsetzen zu erzählen, daß nun wirklich und wahrhaftig der Geist dagewesen sei. Deutlich habe man seine Seufzer und Klagen gehört, gerade als sie im Begriff gewesen sei, die Kinder zur Ruhe zu bringen. Kein Mensch könne sie zwingen, in dem unheimlichen Zimmer zu bleiben, und so fanden wir denn unsere Kleinen in meines Mannes Studierzimmer aufs Sofa gebettet.

Ich schalt. Mein Mann versuchte es mit ruhigen Vorstellungen, doch alles umsonst. Die Alte blieb bei ihrer Behauptung und beschwor mich, die Nacht nicht mit den Kindern in der Gespensterstube zu bleiben. Natürlich lachte ich sie aus, konnte aber doch nicht verhindern, daß ein klein wenig Aufgeregtsein mich längere Zeit am Einschlafen verhinderte. Doch alles blieb ruhig. Hell und voll stand der Mond am Himmel und seine Strahlen beleuchteten jedes Winkeln des Zimmers fast tageshell. Nichts rührte sich drinnen und draußen, sogar der gegen Abend ziemlich heftige Wind hatte aufgehört. Es war so still, daß ich die ruhigen Atemzüge der Kinder hörte. Nach und nach überkam mich der Schlaf und ich erwachte erst, als der helle Tag ins Fenster lachte.

* * *

Kurze Zeit darauf waren Angst und Sorge in unserm sonst so fröhlichen Hause eingelehrt. Eine im Dorfe auftretende Kinderkrankheit, die schon manches Opfer gefordert, hatte auch unsere beiden Lieblinge ergriffen, und wir verbrachten angstvolle Stunden an den beiden Bettchen, Tag und Nacht bemüht, dem tödtlichen Feinde seine Beute streitig zu machen.

Heute nun war es besonders schlimm mit unserem Buben. Mühsam pfeifend rang sich der Atem aus der keuchenden kleinen Brust und in tiefem Jammer hielt ich das Kind im Arm, um ihm so viel als möglich Erleichterung zu schaffen. Mein Mann war nach dem Arzt gelaufen und voll zitternder Ungeduld wartete ich auf sein Erscheinen.

Draußen wüthete ein heftiger Sturm, der Regen schlug an die Scheiben und kein einziges tröstendes Sternlein zeigte sich am finstern Nachthimmel.

Die Wetterfahne auf dem alten Kirchturm stöhnte und kreischte, es war so recht ein Abend, um trüben Ahnungen und schwarzen Stimmungen Raum zu geben.

Da — was war das? Deutlich hatte ich es gehört! Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer erklang hinter meinem Rücken. Erschrocken drehte ich mich nach dem

Bette meines kleinen Mädchens um. Gottlob, sie schlief fest und sanft, hoffentlich der Genesung entgegen. Wahrscheinlich hatte sie im Schlafe geseufzt. Auch der Knabe war etwas eingeschlummert unterdessen, und behutsam ließ ich mich an seinem Bettchen nieder, um den leichten Schlummer nicht zu stören. Angstvoll ruhten meine Blicke auf dem blassen Gesichtchen. Wie schmal er geworden war, mein strammer, fröhlicher Junge! Ein heißes Fieber um Erhaltung des geliebten Lebens stieg aus meinem Herzen empor. Plötzlich fuhr ich erschrocken in die Höhe. Diesmal hörte ich es deutlich, es klang aus der Ecke, wo Bubis Bett stand. Ein so schmerzvolles, klagendes Stöhnen und Wehzen, als ringe ein Mensch mit den größten Qualen. Ich konnte es nicht ändern, daß mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Ich schalt mich selbst töricht, machte mir alle möglichen, vernünftigen Vorstellungen, doch nichts wollte standhalten. Immer wieder erklang das schmerzliche Wehzen, ohne daß es mir gelungen wäre, eine Ursache dafür zu finden. Mit der Lampe leuchtete ich in alle Ecken, ja selbst unter die Betten der Kinder, nichts war zu sehen.

Befreit atmete ich auf, als ich endlich die Schritte meines Mannes hörte, der Gott sei Dank mit dem Arzt zurückkam.

Ohne viele Worte beugte dieser sich über das Kind, und auch mein Mann folgte ihm, so daß es mir unbeobachtet gelang, meine Fassung wieder zu gewinnen. Die Klageklänge waren verstummt, doch während der Arzt und mein Mann beschäftigt waren, dem Kinde die Medizin einzuflößen, erklang abermals, doch diesmal viel lauter noch und schmerzlicher das Stöhnen, und betroffen wandten beide sich nach mir um, jedenfalls glaubten sie, das Klagen rühre von mir her. Doch mein blaßes Gesicht mochte ihnen auffallen, denn der Doktor legte den kleinen Patienten vorsichtig wieder in seine Kissen und wandte sich dann mit fragenden Blicken zu uns. Mein Mann war ebenfalls neben mich getreten und lauschte gleich mir den unerklärlichen Lauten, zugleich mit einigen Worten den Doktor über das Gerede, welches im Dorfe in Bezug auf dieses Zimmer ging, aufklärend. Aber obwohl dieser lachte und mein Mann den Kopf schüttelte, es ließ sich nicht die geringste Ursache der sonderbaren Erscheinung entdecken. Der Doktor öffnete sogar das Fenster, ja er ging hinaus, um den Garten zu durchsuchen, doch kein menschliches Wesen war zu sehen, nur der Wind rauschte in den Zweigen der Linde. Wir mußten uns eingestehen, daß die Töne innerhalb des Zimmers erklangen.

Die Nacht verging unheimlich genug unter banger Sorge um das Kind und unter dem Einfluß der sonderbaren Klageklänge, die in kurzen Unterbrechungen bald laut, bald leiser forttdönten. Endlich gegen Morgen erklärte der Arzt, daß die größte Gefahr vorüber sei. Ruhig schlummernd lag der Kleine da, auch die Klageklänge, die unsere Nerven in Schwung gehalten, verklangen allmählich. Sogar draußen in der Natur wurde es ruhiger, und befreit atmeten wir

auf und begrüßten den ersten Sonnenstrahl mit heißem Dank gegen Gott. Am anderen Tage sprachen wir lange über den rätselhaften Vorgang der Nacht. Aber trotzdem wir die Sache von allen Seiten beleuchteten und zu erklären suchten, es wollte uns nicht gelingen, und ein leises Mißtrauen gegen das Sputzimmer blieb lange Zeit in uns zurück, trotzdem ich mich schon der Leute halber weigerte, das Zimmer mit einem anderen zu vertauschen.

Es schien übrigens, als ob der Geist sich zurückgezogen habe, wenigstens gab er uns längere Zeit keinen Beweis seines Daseins.

Doch in einer stürmischen Nacht erwachte ich plötzlich, um im selben Moment auch schon im Bett in die Höhe zu fahren. Schreckhaft deutlich hörte ich wieder das klagende Wimmern. Behutsam, damit die Kinder nicht erwachten, machte ich Licht und ging dann, um meinen Mann zu rufen, denn mir ward nachgerade doch zu unheimlich so allein.

Während wir beide aber noch so standen und tauschten, mischten sich andere, nicht minder schreckhafte Töne in die Geisterlaute — Feuerlärm.

Dicht neben unserm Haus war das Feuer ausgebrochen und gnade uns Gott bei dem Sturm. Mein Mann eilte hinaus. Ich weckte die Kinder, um sie anzukleiden und nötigenfalls sofort in Sicherheit bringen zu können.

Währenddem waren auch die Leute wach geworden und eben trat Babette ein, doch nur, um in selben Augenblick entsetzt wieder zurückzufahren.

„Der Geist“, nur diese zwei Worte rangen sich über ihre blassen Lippen, und der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie vollständig gebrochen und zu jeder Handreichung unfähig auf der Treppe saß. Auf all mein Zureden erhielt ich nur die eine Antwort: „Was nützt alles? Der Geist hat uns Unglück verkündet und wir werden abbrennen.“

Dabei blieb sie und beinahe mußte man ihr Recht geben, daß es ein unheimlich Anzeichen sei, denn immer näher rückte das verheerende Element. Schon flogen glühende Funken auf unsern Hof, der Rauch drang ins Zimmer und alle Anstrengungen der Menschenhände schienen unser Heim nicht vor dem Untergang retten zu können.

Scheu gewordenen Pferde stürmten vorbei, Rindvieh und Schweine kampierten auf der Dorfstraße, dazwischen ein Geschrei von Menschen und Tieren, ein ohrenbetäubender Lärm. Wer noch nie Großfeuer auf dem Dorfe erlebt, kann sich kaum einen Begriff der dabei herrschenden Verwirrung machen.

Und endlich mußten auch wir daran denken, das Haus zu räumen. Babette schickte ich mit den Kindern nach dem sicher gelegenen Schulhaus, indessen ich mit Hilfe meines Mannes eilig begann, das Wichtigste zusammenzupacken.

Doch das Schlimmste blieb uns erspart. Wohl richtete das Feuer auch an unserem Hause beträchtlichen Schaden an, doch waren es sonderbarerweise hauptsächlich die Parterrezimmer, die gelitten hatten und zum Teil völlig unbewohnbar geworden waren,

ein Schaden, der immerhin zu ertragen und wieder gutzumachen war.

Natürlich hatte sich mit Blitzesschnelle das Gerücht im Dorfe verbreitet, daß der Sputzgeist des Pfarrhauses das Unglück „gemeldet“ habe, und unaufhörlich kamen Leute, um sich die grauliche Sache schildern zu lassen und das Sputzimmer mit angstbleichen Gesichtern zu besichtigen.

Wir mühten uns, den Leuten die Sache so natürlich als möglich hinzustellen, ableugnen konnten wir den Vorgang indessen nicht, da ja auch unsere Leute Zeugen davon geworden waren.

Gerade das Zimmer war am meisten beschädigt worden. Die Fenster zum Teil zersprungen, die Decken verbrannt, Decke und Wände rauchgeschwärzt. Wir durchsuchten nochmals genau jedes Winkelchen. Vielleicht fand sich doch irgendwo eine geheime Tür, durch welche der Wind eindringen konnte, so die unheimlichen Laute hervorbringend. Nichts war zu entdecken. Wir standen ratlos und trotz unserer Aufgeklärtheit recht unaufgeklärt dem rätselhaften Vorgang gegenüber. Meine Ungläubigkeit in solchen Dingen konnte es aber doch nicht hindern, daß ich recht befriedigt mein Haupt am Abend in einem weniger interessanten Zimmer zur Ruhe bettete.

Die nächste Zeit bildete die Geistergeschichte das Gesprächsthema des ganzen Dorfes, ja der ganzen



Es war nichts als eine starke Baumwurzel, und doch war diese der Missetäter.

Umgegend, und als sie ein wenig eingeschlafen war, wurde sie durch den beginnenden Reparaturbau wieder aufgeweckt.

Die Furcht der Leute ging so weit, daß sie sich weigerten, einzeln im Sputzimmer zu arbeiten.

Eines Morgens — wir saßen eben beim Kaffee — erschien eiligst Babette und forderte uns auf, doch mal zu den Arbeitern ins Spitzzimmer zu kommen, da sie etwas entdeckt hätten.

Eilig und gespannt folgten wir der Aufforderung, uns im stillen schon auf ein Gerippe oder etwas Derartiges gefast machend.

Es war nichts als eine starke Baumwurzel, und doch war diese der Missetäter, der das Zimmer in Verruf gebracht und den Spitzgeist gespielt hatte. Sie hatte sich dicht unter die Dielung gedrängt, sich hart daran reibend, und es war ganz erklärlich, daß bei stürmischem Wetter, wenn die Linde hin- und hergebeugt wurde, durch die Reibung jene unerklärlichen Laute hervorgebracht wurden.

Wir waren sehr befriedigt von dieser so einfachen, natürlichen Lösung der Geipensterfrage. Die Arbeiter und besonders Babette waren jedoch nur halb überzeugt. Jrgend ein herumspulender armer Sünder hätte ihnen viel besser zu ihrer abergläubischen Furcht gepaßt. Sie schüttelten sehr zweifelnd die Köpfe, so daß mein Mann beschloß, die Probe zu machen und es nochmals „spuken“ zu lassen, um dadurch endgültig die Geistergeschichte aus dem Wege zu räumen. Die Dielen wurden wieder eingefügt, dann ließen wir ein starkes Seil um den Stamm der Linde schlingen und mehrere starke Männer mußten den Baum zu beugen suchen. Der Effekt blieb denn auch nicht aus, wenn auch schwach, so doch deutlich hörbar, erscholl das Wimmern und Mechzen wieder, da mußten denn die Zweifel verstummen. Ob dies bei den Leuten ganz der Fall war, ich wage es nicht unbedingt zu behaupten. Jedenfalls muß ich das eine frei gestehen, daß über mich ein recht befreiendes Gefühl kam bei dieser Lösung.

Der Eindringling wurde beseitigt und nach Vollendung der Reparaturen bezog ich aufs neue mein altes Quartier, trotz Babettes vielsagendem Kopfschütteln.

Und ich schlief prachtwoll darinnen gar manche Nacht, verlebte auch noch manche angstreiche, sorgenvolle Stunde zwischen seinen Wänden, doch die Geisterstimme erklang nicht wieder, sie ist verstummt bis heute. — — —

Kuriert.

Fräulein Eugenie: „Aber nicht einmal die primitivsten Anstandsregeln beobachten Sie, Herr Quastelmeyer! Jedermann gießt aus der entkorkten Flasche das Oberste sich ein, ehe er die anderen versteht.“ — Herr Quastelmeyer: „Da tun S' mir unrecht, Fräulein Eugenie. Hab's früher nie unterlassen, das alles mitzumachen, und heute noch mag ich jede Mode leiden, wenn's einen Sinn hat; aber die hat keinen Sinn. Seit ich einmal auf die Art den ganzen Mund voll Siegellack und Kork bekommen, seit dem Tag mach' ich die dumme Mode nimmer mit.“

Des Lehrers Hinkenden Boten Standrede über das Messen der Elektrizität.



Der geneigte Leser wird gebeten, den Ort Mattental, wo diese Standrede gehalten wurde, nicht auf der Landkarte zu suchen. Er könnte ihn am Ende nicht finden.

Im letzten Frühjahr wanderte der Hinkende über Bühl und Raftatt das Rheintal hinunter. Sein Weg führte durch das saubere und freundliche Dorf Mattental. Er benutzte die Gelegenheit, nach langer Zeit wieder einmal in dem wohlbekanntem und altherühmten Gasthaus zum Hirschen einzukehren. Am „Bachwiesentisch“ neben der Ginstenke saßen die Stammgäste in eifrigem Gespräch.

„Guten Tag!“ sagte der Hinkende und gab der Hirschwirtin die Hand. „Wie geht's, wie steht's?“
 „I dank s'chee; 's geht mer jek widder besser. Aber i bin lang krank g'weßt. Ma het¹⁾ jo sterwe un verderwe kenne, seit Ihr 's letscht Mol do g'weßt seid. Werdt Ihr am End gar in Euerm Alter noch hochmütig un wollt vun dene dumme Bauersleut nix meh wisse?“

So antwortete die Wirtin in freundschaftlich scheltendem Ton. Der Hinkende kennt sie und weiß, daß es nicht böse gemeint ist. Er hängte also ruhig Hut und Känzel an den Nagel und setzte sich zu den andern an den Bachwiesentisch.

Die Gemarkung von Mattental ist verhältnismäßig groß, besteht aber fast ganz aus magerem Sandboden. Nur eine Gewann ist sehr fruchtbar: die Bachwiesen. Wer da ein Grundstück hat, gehört schon zu den wohlhabenderen Bürgern, und die setzen sich, wie anderwärts auch, an einen besonderen Tisch zusammen. Man sieht, der Hinkende hatte eigentlich kein Recht, an den Bachwiesentisch zu sitzen; aber mit den „Herren“ wird eine Ausnahme gemacht und mit

¹⁾ Man hätte.